

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1934

55 (25.2.1934) Musik der Deutschen

Der Meister des deutschen Liedes

Zu Hugo Wolfs Todestag

Dem Genie, dem das Los ward, früh zu vollenden, eignet eine fast krankhafte Hast, eine ständige Furcht abberufen zu werden, bevor es das Letzte, Wesentlichste gesagt. Keinem Großen ward eine kürzere Schaffenszeit zugemessen wie Hugo Wolf. Wie im Fieber erfüllte er sein Erdenpendulum. Als die Nacht des Wahnsinns den 37jährigen überhättet, hatte er der Welt sein Eigentümliches bereits gesagt.

In Bindischgrätz in der Steiermark ist Hugo Wolf 1860 geboren als Sohn eines Lederermeisters, der in Wahrheit ein verkappter Musiker war und nur auf väterliches Geheiß Handwerker wurde mit der lebenslänglichen Sehnsucht nach Musik im Herzen. Und der bald das musikalische Erbe des Sohnes erkannte, aber mit Schrecken; läge er ihn doch lieber in geschicktem bürgerlichen Beruf! Die Schulzeit erhöhte die Sorge: In der Volksschule, in verschiedenen Mittelschulen, nirgends erreicht der Junge sein Ziel; auch das Wiener Konservatorium, das er endlich besuchen durfte, hat er bald ergebnislos verlassen.

In diese Wiener Schülerjahre fällt das Erlebnis, das richtungweisend für die ganze Zukunft werden sollte: die Begegnung mit Wagner. Mit unermüdlicher Begeisterung studiert er Wagners Werk. Diese Begeisterung ist es, die ihn in den folgenden 10 wirren Jahren aufrecht erhält. Er hat das bittere Schicksal des Musikbohemens bis zur Reife auskosten müssen. Verlassen, trotzig, verzweifelt, von krankhaft übersteigertem Selbstgefühl, von mimosenhafter Ueberempfindlichkeit behaftet er den Glauben an seine künstlerische Sendung, die im Dunkel vor ihm liegt. Er macht keine Zugeständnisse, nicht als schlecht bezahlter Musiklehrer, den die Talentlosigkeit der Schüler und der aufgeblasene Dünkel der Eltern zum Wahnsinn treibt, nicht als Hilfskapellmeister ohne jeden Erfolg, nicht als Kritiker; leidenschaftlich trat er für Wagner, List und Bruckner ein — gegen Brahms.

Zwei Dinge hielten ihn damals aufrecht: ein kleiner, aber treuer Freundeskreis, an der Spitze die beiden Schalks, Ferdinand Löwe und Hermann Bahr, und seine geliebten Bücher. Er ist besessen vom Lesen, unheimlich ist sein Einfühlungsvermögen, vor allem auch in sprachliche Eigentümlichkeiten; hier zeigt sich schon der spätere unübertroffene musikalische Audeuten einer Dichtung.

Sein musikalisches Schaffen regt sich langsam: Lieder, Klavierstücke, Sonaten tragen noch nicht den Stempel der Meisterschaft. Mit zwei bedeutenden Werken ergeht es ihm schlimm: Ein Streichquartett, das das bezeichnende Motto trägt: „Entbehren sollst Du, sollst entbehren!“

wurde vom Mose-Quartett abgelehnt, eine symphonische Dichtung nach Kleists „Penthesilea“ ging im Hohngelächter der Wiener Philharmoniker bei einer Probe unter Hans Richter unter; man durfte eben nicht als junger Kritiker Wien in seiner Gemütslichkeit stören!

Diese 10 Jahre, erfüllt von äußeren und inneren Wirren, von Scheinbarer äußerer und innerer Tätigkeit, erscheinen rückblickend als Vorbereitung. Erst mußte Wolfs inneres künstlerisches Wachstum vollendet sein. Als die Zeit nun erfüllt war, zog er sich zurück von aller Welt in die tiefste Einsamkeit, und da ereignete sich im Februar 1888 das Wunder: eine Eruption! Mit unheimlicher Kraft bricht es aus ihm heraus. Von inneren Kämpfen geschüttelt, der Außenwelt ganz abgeschlossen, ohne Zeit für die Freunde, für Essen und Trinken, so schafft er in kurzen Pausen die Mörkte-Lieder, oft zwei bis drei dieser Meisterwerke an einem Tag! In wenigen Wochen ein halbes Hundert! Ebenso entstehen die Gesänge nach Eichendorff, Goethe und Keller, das spanische Liederbuch, das italienische Liederbuch; all dies in der schier unfaßbar kurzen Zeit von nicht ganz drei Jahren! Immer dasselbe Bild des Schaffens: einem Ausbruch folgt eine mehrmonatige Pause. Aber allgemach werden diese Pausen länger, werden zu einer kaum ertragbaren Dual, immer größer wird die Sorge, der Schaffensquell könne versiegen.

Inzwischen haben die Freunde für ihn eifrig gewirkt; freilich in Wien ließ sich ein Erfolg nicht erzwingen. Dagegen brachte eine von den Freunden ermöglichte Reise nach Berlin reiche Anerkennung. Den tatkräftigsten Freund fand Wolf aber in Mannheim in dem Amtsrichter Oskar Grohe.

Jetzt beschäftigt ihn der Plan einer Oper. Aber er findet kein Textbuch, das ihm geeignet erscheint. Er ist sich klar darüber, daß er nur eine komische Oper schreiben kann. Aber glücklich war die Wahl seines Textbuches dann doch nicht: Der „Corregidor“ erlangt trotz der föhlichen Musik bei seiner Uraufführung in Mannheim nur einen Achtungserfolg, sein Siegeszug wurde bis heute durch den dramatisch ungeschickten Aufbau gehemmt.

Allmählich scheint sich Wolfs Schicksal zu erfüllen: in Wien wird ein Hugo-Wolf-Verein gegründet, der Berliner Erfolg wiederholt sich, in die Wiener Hofoper zieht als Direktor der junge Gustav Mahler ein, der sich sofort des „Corregidor“ annehmen will. Nach langen Zweifeln und Bedenken kann er es aber nicht über sich bringen, das undramatische Werk aufzuführen. Für den überempfindlichen Wolf bedeutet dies die furchtbarste

Niederlage seines Lebens. Es ist nicht so, als ob diese Ablehnung an dem furchtbaren Geschick die Schuld trüge, das Wolf erwartete. Die unheimlich schleidende Krankheit steckte schon seit jungen Jahren in dem gebrechlichen Körper. Die furchtbare Enttäuschung aber wurde zum äußeren Anlaß, der zum Ausbruch führte. Er sah sich gezwungen, eine Heilanstalt aufzusuchen. Nach kurzer anscheinender Besserung mußte er im Oktober 1898 in die Landesirrenanstalt gebracht werden, wo er unter furchtbaren Martern langsam abstarb, bis ihn endlich der Tod am 23. Februar 1903 erlöste.

Das Letzte, was Wolf schrieb, waren drei Gesänge nach Michelangelo; der mittlere „Alles endet, was entsteht“, ist das Tiefste, was er je gestaltet. In seiner mühen Resignation, in

seinem tiefen Pessimismus das reinste Beispiel eines Altersstils. Und nichts erhellt die furchtbare Tragik in Wolfs Leben mehr, als die Tatsache, daß dieser Altersstil von einem 37-jährigen stammt.

Von den ersten Mörkte-Liedern des Februar 1888 bis zu den Michelangelo-Liedern des März 1897, in diese kurze Spanne von neun Jahren drängt sich Wolfs künstlerisches Schaffen zusammen! Und uns klingen die Werke Conrad Ferdinand Meyers im Ohr vom Canale Grande, auf dem die Gondeln kurze Zeit im Fackellicht dahingleiten:

„Eine kleine kurze Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murren.“
Willy Brandl

Der volkstümliche Bülow

„Hans von Schwänkreich“ hat Richard Wagner den jungen Hans von Bülow genannt, und wirklich ist dieser geniale Geist stets unerschöpflich gewesen an witzigen Bemerkungen, ursprünglichen Einfällen und tollen Geschichten. Sein Humor erwuchs wie jeder echte Humor aus tiefen Konflikt und Schmerzen. Früh begann die Befreiung des hochbegabten Edelmannes aus den Vorurteilen, in die ihn Zeit und Verbältnisse verstrickten. „Lassen Sie doch den „Freiherrn“ fort — ich gebe nur etwas auf die erworbenen Titel, nicht auf die ererbten“, meinte er und freute sich deshalb besonders über den Ehren doktor, den ihm die Universität Jena verlieh. Bülow ist überhaupt gegen alle morschen Schranken überlebter Einrichtungen Sturm gelaufen und hat sich durch sein schonungsloses Urteil eine Meute von Feinden geschaffen. Als er infolge seines Ausfalls gegen den „Zirkus Hüllers“, das Berliner Hoftheater, einen Standal entfesselte, machte ihm der Herzog von Meiningen, dessen Hoforchester er leitete, ernste Vorhaltungen. Auf der nächsten Probe erschien Bülow, bevor er den „Römischen Karneval“ von Verloz spielen ließ, in einem spanischen Mäntelchen und mit einer — Nase von riesigem Ausmaß. Die über den Aufzug verblüfften Musiker ersuchte er, sich über seine ebenso sinngemäße wie wohlverdiente Auszeichnung nicht zu wundern. Seine Musiker mußte er zur höchsten Entfaltung ihrer Kräfte anzufeuern, konnte aber auch recht bissig werden. So befanden sich bei der Meiningener Kapelle zwei ältere Mitglieder aus früherer Zeit — nennen wir sie Müller und Schulze —, die er gern los geworden wäre, die aber lebenslänglich angestellt waren. Als er bei Beginn der Saison einmal seine Mannen begrüßte, da meldete ihm der erste Konzertmeister, daß Herr Müller gestorben sei. Worauf Bülow in einer unnaheahmlichen Mischung von Stammen und Reugier erwiderte: „So, wirklich? Und Schulze?“ Als ein Bläser der Meiningener Kapelle entlassen werden sollte und als Angabe des Grundes von Bülow die Aufklärung erhielt, er sei zu höflich, ließ sich der Mann zu der klassischen Aufforderung aus Götze von Verlichingen hinsetzen. Doch Bülow wehrte lachend ab: „Zu spät! Sie suchen vergebens, sich bei mir einzumischen.“ Gestärkt waren seine Urteile. So sagte er z. B. über Macagni: „Er hat in seinem Vorläufer Verdi einen Nachfolger, der ihn lange überleben wird.“ Von dem Sänger Schott, der Reserveoffizier der Artillerie war, meinte er: „Wie merkwürdig, früher war er Artillerist, und jetzt singt er unter aller Kanone!“ Während seines Wirkens in Hannover klopfte er bei einer Opernvorprobe ab und sagte mit höflicher Verbengung gegen die Primadonna: „Würden Sie die Güte haben, uns 3 Uhr A anzugeben?“ Nichts war ihm verhaßter als eine Gesinnung, die den materiellen Gewinn über die Kunst stellte. So wußte er von der berühmten Konzertsängerin Fernine Spieß, daß sie auf jede Weise große Honorare herauszupressen suchte und rücksichtslos einen Konzertabend ablagte, wenn sie wo anders mehr bekam. Als sie sich mit einem Rechtsanwält, der zugleich Weinzüchter war, verlobt hatte, beglückwünschte sie Bülow und meinte, ihr künftiger Gemahl sei als Jurist sein Kollege, denn auch er habe einmal Jura studiert. „Jawohl“, erwiderte die Sängerin, „aber wenn es einmal mit der Jurisferei nicht mehr geht, dann bleibt uns ja immer noch unser Wein.“ Worauf Bülow mit dem lebenswürdigsten Gesicht: „Allerdings, dann werden Sie auch reichlich Gelegenheit haben, sich mit Etikettefragen zu beschäftigen.“ Sprachlos und tief sie stehend. Obgleich er sich gelegentlich rühmte, daß er an einem Klavierabend „anzu verflucht die Talle“ gewesen sei, wies er doch jede Bewunderung seiner Technik zurück; als sich eine Dame beflagte, sie hätte bei einem Konzert keinen gitten Platz gehabt, so daß sie keine Hände nicht sehen konnte, antwortete er:

„Das schadet nichts, ich spiele nicht mit den Händen.“ Unerforschlich war er in geistreichen Wortspielen, so wann er von einer preisgekrönten Oper, die vor der Aufführung gewaltig gelobt wurde, zu einem der Lobredner meinte: „Merken Sie sich eins, lieber Freund! Je preiser eine Oper gekrönt ist, umso durrer fällt sie“, oder Friederike Gohmann, die sehr von der hannoverschen Königsfamilie ausgezeichnet wurde, ins Stammbuch schrieb: „Mit den Welfen muß man heulen.“
E. R.

Musiker-Anekdoten

Ein Germanist schrieb einmal dem damals schon hochberühmten Wagner einen langen Brief und bewies ihm schlagend, daß er von der deutschen Sprache keinen Schimmer habe; somit könne er nicht den „Lohengrin“ sagen lassen: „Wie sollst du mich betragen, noch Wissens Sorge tragen“; die Verbindung nie — noch gäbe es in der deutschen Sprache nicht, es müßte vielmehr weder — noch heißen.

Wie erstaunt war der gute Mann, als er eines Tages einen schöngebundenen Klavierauszug des „Lohengrin“ erhielt mit folgender Widmung Wagners:

„Wie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Ob weder oder noch —
Ein Esel bleibst Du doch!“

Einmal meinte Wagner zur Erholung in Heidelberg. Darob große Aufregung bei allen Musikbegeisterten. Man veranstaltete eine Serenade; unter Fackelschein zog man hinauf vor das Schlosshotel, wo Wagner abgetrieben war. Ein eigens zu diesem Zweck zusammengeleitetes Orchester spielte die Tanzhäuser-Duettüre. Wagner hat die Leiter des Festes zu sich. In seinem Salon kam er freudestrahlend auf die Herren zu, drückte ihnen herzlich die Hand und sprach: „Häarensie, das war aber mal ein scheener Uff“.

In höchster Eile stürmte Bülow die Treppe des Münchener Odeons hinauf und rumpelte so unanft mit einem herunterkommenden Herrn zusammen, daß sie ums Haar beide hingefallen wären. „Gell!“ murkte der Fremde wütend. „Bülow“ antwortete dieser, mit höflicher Verbengung den Zylinder lästend.

Bei einem Besuch in Leipzig ehrte das Orchester Wagner durch eine Aufführung seines Kammerisches, als Belohnung erbat es sich, daß Wagner die Wiederholung selbst dirigieren sollte. Gern entsprach er der Bitte. Ganz unwillkürlich kam er in Begeisterung und schrie bei einem H-Einfaß wütend: „Wo bleibt denn die dritte Trompete?“ Der erste Trompeter erhob sich in aller Seelenruhe: „Entschuldichens sehr, Herr Wagner, wir sind ihrer nur zwe-e.“

Man war während der Festspielzeit in Wahnfried frohlich um ein höchstes Kulmbacher Bier versammelt; unter den Gästen befand sich auch Anton Bruckner, der eine besondere Vorliebe für diesen Trank hatte. Als sein Glas wieder einmal leer stand, ergriff es Wagner, füllte es neu und reichte es dem ob dieser Ehre vollständig saufungslosen Bruckner, der nur immer vor sich himmurmelte: „Jesses, so a Kellner, so a Kellner.“

Jrgend jemand hatte einer kleinen Kirche eine Orgel geschenkt, die sich beim Gebrauch allerdings als ein ziemlich wertloses Werk erwies. Bülow meinte: „Einer geschenkten Orgel schaut man nicht in die Gorgel.“

Musikliteratur

„Die Musik“

„Die Musik“, 26. Jahrgang, Heft 5, Monat Februar, bringt zu Anfang ihrer Artikelserie „Das Horst-Wessel-Lied“ eine hochinteressante Abhandlung des bekannten Königsberger Musikhistorikers Professor Müller-Blattau. Der Artikel zeigt die Ursprünge des Horst-Wessel-Liedes und seine vielfache Wandlung an zahlreichen Noten- und Textbeispielen bis zu seiner heutigen Gestaltung durch Horst Wessel.

„Deutsche Musik im Dritten Reich“ nennt Hans Fagaly seine aktuellen Ausführungen über die Zusammenarbeit der Deutschen Arbeitsfront (Feierabendwerk) und des Rundfunks.

Bernhard Schuster, durch zweieinhalb Jahrzehnte Herausgeber und geistiger Führer der „Musik“, spricht zum letzten Male zu seinen Lesern in seinem Artikel „Selbstbespiegelung“, Bernhard Schuster starb am 13. Januar 1934.

Alfred v. Chrman gibt eine Bilanz des Brahmjahres; in kurzen Umrissen skizziert Alexander Eisenmann „Sinnstufen in dem musikalischen Dier Joh. Seb. Bachs“.

Die Bestrebungen des Rundfunkkommissars Dreßler-Andree, der an die Lösung unserer brennendsten Kulturprobleme mit dem bekannten Beethovenzyklus des Rundfunk ging, werden ausführlich gewürdigt. In diesem Zusammenhang schreibt Gustav Ernest über „Beethoven, den Revolutionär“.

Einen genauen Ueberblick über das augenblickliche Musikleben geben die Abschnitte über Opernaufführungen, Rundfunkkritik, Buch- und Musikalienbesprechungen, Echo der Zeitschriften und „Zeitgeschichte“. Die Redakteure des inter-

essanten Festes kann aufs wärmste empfohlen werden.

„Zeitschrift für Musik“

Die Februarnummer der „Zeitschrift für Musik“ ist in origineller und geistreicher Art als Festschrift abgedruckt. Den Vortritt haben einige Aufsätze in musikalisch-literarischem Gebiet: Joh. Seb. Bachs „Duo-Libel“ aus den Goldberg-Variationen, von Fritz Müller für Soloquartett ausgearbeitet und mit einigen Bemerkungen begleitet, läßt zum Musizieren ein. Dr. Hans A. Martens bringt als zweite Notenbeilage ein mutmaßliches Scherzduett von W. A. Mozart. Dr. Theodor Weidl gibt eine wertvolle Ueberschau über „Die Karikatur in der Musik“ und Prof. Dr. Hans Joachim Moser plaudert zum Thema: „Wenn Bach und Händel sich getroffen hätten“. Prof. Dr. Viktor Junks Erinnerungen „Aus den Salome-Proben an der Wiener Staatsoper“ und Prof. Dr. Ferdinand Fohls heiteres Jagderlebnis „Niente“ mit dem verstorbenen Konrad Ansoerge leiten über zu unserer musikalischen Gegenwart. G. Gottschalk in Gemeinschaft mit dem Zeichner J. v. Koebel und Dr. Hans Mlynarsky im Verein mit Otto Pleß geben eine Bilderchau aus dem Berliner und Leipziger Musikleben, während der humorbegabte ausgearbeitete Münchener Kamervirtuose Emil Wagner in seiner herzzerreißenden Art die „Rayerischen Belange“ in Wort und Bild wahr. Auch der Funk ist nicht vergessen: Dr. Walter Remann in seinen „Kritischen Saphiren“, D. S. G. S. in „Wenden, o Wanderer im Wellenraum“ und Argus Ganzohr mit „Hallo, hallo! Hier Hühnermisch“ haben ihn etwas unter die Lupe genommen.
W a u e r.